

[INTERVIEW]

DIE BAUERNKRIEGE AUS HEUTIGER SICHT ODER: WIE EINE SCHEINBAR STABILE WELT AUS DEN FUGEN GERATEN KANN, WENN MAN DIE BEDÜRFNISSE DER MENSCHEN ÜBERGEHT

Ein Gespräch mit Dr. Peer Frieß über die Zeit der Bauernkriege und die Frage, inwieweit innenpolitische Konflikte im 16. Jahrhundert mit heutigen Herausforderungen zu tun haben

Peer Frieß ist Frühneuzeithistoriker mit dem Schwerpunkt auf der Geschichte der oberschwäbischen Reichsstädte im 16. Jahrhundert und stv. Vorsitzender des Memminger Forums für Schwäbische Regionalgeschichte. Er war als Gymnasiallehrer tätig, Mitarbeiter im Bayerischen Kultusministerium, Schulleiter und Referatsleiter in der Bayerischen Staatskanzlei.

A portrait of Dr. Peer Frieß, a middle-aged man with short grey hair, wearing a dark suit jacket, a light blue shirt, and a patterned tie. He is smiling slightly and looking towards the camera. The background is a blurred indoor setting with light-colored walls and a window.

DR. PEER FRIEß
Frühneuzeithistoriker

*Foto: LOLASLICHT/
Fotografin: Illona
Stelzl*

Unsere Erinnerungskultur richtet sich stark nach runden Jubiläen und ist dabei v.a. an Daten des 19. und 20. Jahrhunderts orientiert. In diesem Jahr erinnern wir an das 500-jährige „Jubiläum“ der Bauernkriege. Wie ist Ihr bisheriger Eindruck von der öffentlichen Wahrnehmung dieses Ereignisses?

Peer Frieß: Ich zögere sehr von „Jubiläum“ zu sprechen – angesichts so vieler Todesopfer ist „Gedenken“ für mich der bessere Begriff. Grundsätzlich bin ich positiv überrascht von dem vielfältigen Echo und der breiten Resonanz, die deutlich größer ist als noch vor 25 Jahren.

Es gibt eine Vielzahl von Tagungen und auch von Berichten auf unterschiedlichen medialen Kanälen. Die Bandbreite der Publikationen reicht von kleinen, lokal ausgerichteten Heftchen über umfangreiche Monographien bis hin zu Podcasts und Graphic Novels.

Außerdem werden eine Menge Veranstaltungen organisiert. Dabei gibt es viele Möglichkeiten der Bürgerbeteiligung, bei denen auch speziell Jugendliche aktiviert werden. Erwähnenswert ist u. a. das Projekt „Freiheit braucht Courage“ von der Europäischen Union, das sehr gut angenommen wurde.

Wie stehen Sie als Experte, der sich so lange und intensiv mit dieser Thematik beschäftigt hat, dem enormen Aufwand gegenüber, den man heute betreibt?

Peer Frieß: Man kann es natürlich kritisch sehen, dass an verschiedenen Orten die Erinnerung einfach als touristische Werbung genutzt wird. Man versucht Menschen mit besonderen Attraktionen wie Theaterinszenierungen oder Ausstellungen in die Region zu locken. Meines Erachtens ist das in Ordnung. Denn bei aller holzschnittartigen Verkürzung, die dabei kaum zu vermeiden ist, wird den Menschen unterschiedlichster gesellschaftlicher Schichten und Altersgruppen ein Zugang zu einer Welt vermittelt, die heute fremd geworden ist. Schwierigkeiten hätte ich nur insoweit, wenn verfälschende Botschaften in die mediale Welt geschickt oder Narrative nacherzählt werden, die wissenschaftlich längst überwunden sind. Das kommt zum Glück aber nur selten vor.

Was ist denn aus Ihrer Sicht das Interessante an den Bauernkriegen? Was kann uns heute über die normale historische Neugier hinaus auch heute noch daran berühren?

Peer Frieß: Die wesentlichen Aspekte der Bauernkriege interessieren die Menschen tatsächlich erst



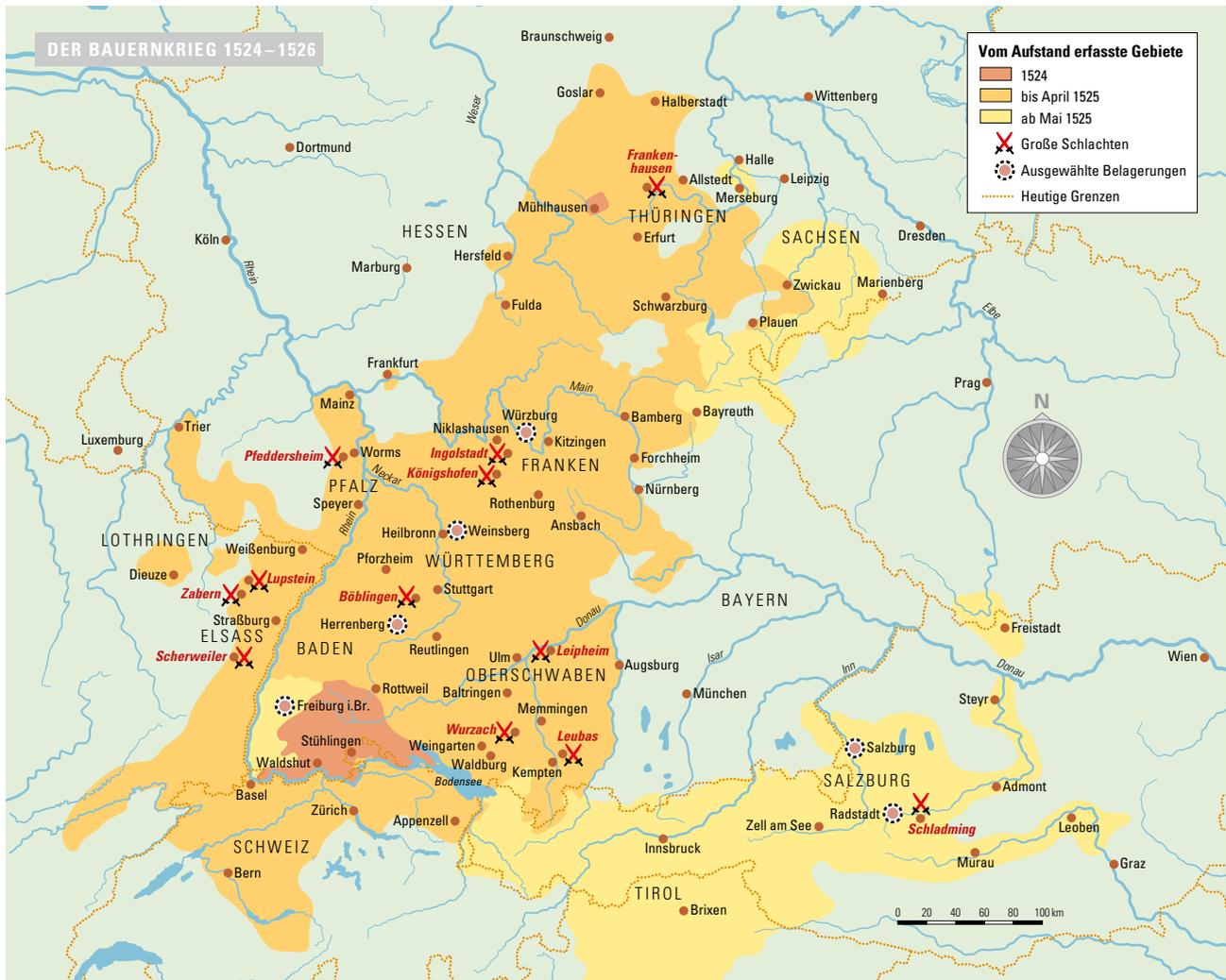
seit etwa 150 Jahren. Die Zeit davor ist davon bestimmt, dass in wechselseitiger Schuldzuweisung katholisch geprägte Historiker versuchten, die gesamte Verantwortung für gewaltsame Auseinandersetzungen auf Luther zu schieben und die protestantischen vice versa auf die „gottlosen Pa-pisten“ oder auf Thomas Müntzer.

Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts begann man, andere Sichtweisen auf den Bauernkrieg zu entwickeln, und versuchte, auch eine deutsche Revolutionstradition in den Blick zu nehmen. Den Anfang machte Wilhelm Zimmermann, der 1841-43 das erste wissenschaftlich fundierte Werk veröffentlichte. Ab diesem Zeitpunkt nahm dann das Gedenken sukzessive zu. Es war aber immer geprägt von den gesellschaftlichen und politischen Umständen. Die Art der Erinnerung sagt oft mehr über die Zeit aus, in der erinnert wird, als über das Ereignis selbst.

Das trifft natürlich nicht nur auf den Bauernkrieg zu, sondern auf viele historische Ereignisse.

Peer Frieß: Das ist korrekt. Das Besondere in diesem Fall ist, dass in den Bauernkriegen ein überzeitlich wirksames Verlangen nach Gerechtigkeit konkret greifbar wird. Das Leben im 16. Jahrhundert war bestimmt von existentiellen Problemen. Die Menschen mussten sich mit den Naturgewalten und mit der beginnenden kleinen Eiszeit auseinandersetzen. Hinzu

Schlacht-szene aus dem Deutschen Bauernkrieg
Foto: Picture Alliance/SZ/Scherl



Regionale Übersicht der Bauernkriege von 1524-1526
Karte:
Peter Palm

kamen ein deutliches Bevölkerungswachstum und Probleme mit den Veränderungen der Wirtschaftslage – Stichwort Frühkapitalismus. Ebenfalls zu beobachten war eine zunehmende Herrschaftsverdichtung, d. h. es gab einen wachsenden Druck der Obrigkeit, die immer mehr versuchte, ihre Herrschaftsrechte zu monetarisieren. Das zentrale Problem bestand darin, dass die an sich ausreichend zur Verfügung stehenden Ressourcen völlig ungerecht verteilt waren.

In dieser kritischen Phase mit vielen Zukunftsängsten verbreitete sich als scheinbare Lösung das Gedankengut der Reformation. Prediger, Reformatoren und humanistisch gebildete Bürger wurden zunehmend zu Wortführern der Bauern. Dieses komplexe Gefüge und die Prozesse genauer zu analysieren ist auch aus heutiger Sicht sehr interessant.

Die Situation der Zeitgenossen ist im Kontext des Grundgesetzes und eines funktionierenden Rechtsstaates damals nur schwer vorstellbar. Könnten Sie die Lebensumstände der Menschen in dieser Hinsicht etwas näher erklären?

Peer Frieß: Wechselseitige Kontrolle der verschiedenen Gewalten, die den modernen Staat konstituieren, ist im 16. Jahrhundert unvorstellbar. Jede Herrschaft war Gesetzgeber, Exekutor und Rechtsprecher in einer Person. Es gab zwar schon erste Gerichtsinstanzen wie das Reichskammergericht, dessen Bedeutung man nicht unterschätzen sollte, aber von einer Gewaltenteilung im heutigen Sinne war man noch weit entfernt. Die Untertanen waren der Willkür der Obrigkeit weitgehend ausgeliefert, die Gesetze erließ, die sie selbst kontrollierte und exekutierte.



Martin Luther (1483-1546),
 Porträt von
 Lucas Cranach
 d. Ä. um das
 Jahr 1520
 Foto: Picture
 Alliance/SZ
 Photo

Ein zweiter Aspekt ist die weit verbreitete Vorstellung, dass die herrschende Ordnung von Gott gegeben sei. Auch die Existenz des Fegefeuers wurde als reale, von Gott gewollte Bedrohung wahrgenommen. Deshalb war zur Zeit der Bauernkriege das Bedürfnis nach Geistlichen, die nach der Vorstellung der damaligen Menschen zwischen dem allmächtigen Gott und dem einfachen Menschen vermitteln konnten, ein echtes Grundbedürfnis wie heute gute Arbeitsbedingungen und bezahlbare Wohnungen.

In der Geschichtswissenschaft wurde und wird intensiv die These diskutiert, dass die Religion einerseits ein wirksamer inhaltlicher Prägefaktor war, dass sie aber andererseits auch als ein politischer Hebel benutzt wurde, um Machtansprüche durchzusetzen. Wie stehen Sie zu dieser Sichtweise?



Thomas Müntzer (1489-1525), Kupferstich von
 Christoffel van Sichem aus dem Jahr 1608 (spätere
 Kolorierung)
 Foto: Picture Alliance/akg-images

Peer Frieß: Das ist eine sehr komplexe Thematik. Für die Masse der Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben musste, die Krankheiten, Kriegen und Hungersnöten ausgesetzt waren, bot Religion mit Sicherheit einen sinnstiftenden Ordnungsrahmen. Gleichzeitig erwuchs aus dem christlichen Glauben ein tief empfundenes Bedürfnis nach Seelsorge. Das zeigen auch die zeitgenössischen Massenzugfahrten zu Marienkapellen.

Das Extrem auf der anderen Seite gab es aber auch, insbesondere unter den damaligen Machthabern, wie den städtischen Räten oder den weltlichen und geistlichen Fürsten. Sie haben die Religion sehr wohl instrumentalisiert, um ihre Machtfülle zu stabilisieren oder um Zugriff auf Kirchengüter zu erlangen.

Dazwischen – und das ist das Spannende – gab es eine große Zahl von religiös wirklich bewegten Menschen wie Thomas Müntzer oder den Inspirator der Zwölf Artikel von Memmingen, Christoph Schappeler. Sie und viele heute weitgehend unbekannte Prediger in den kleinen Dörfern und Städten sahen in dem Aufbegehren der Bauern, die zunächst mal nur ihre Lebensbedingungen verbessern wollten,

die politische Kraft, um ihre eigenen Vorstellung eines christlichen Zusammenlebens bereits im Diesseits umzusetzen.

Hier kamen unterschiedliche Motive und verschiedene Bewegungen zusammen, was sich in einer Reihe von Fällen als Scheinhomogenität erwies. Denn Luther, Schappeler und die meisten anderen Reformatoren haben ihre Positionen sehr schnell relativiert und sich von dem gewaltsamen Vorgehen der Bauern klar distanziert.

Das war für die rebellierenden Bauern ebenso enttäuschend wie für die einfachen Leute in den Städten, von denen viele mit den Bauern sympathisiert hatten.

Waren die Bauernaufstände 1525 eher ein Akt der Verzweiflung auf Grund der sich zuspitzenden schlechten Lebensbedingungen oder stehen sie im Kontext einer länger zurückreichenden Widerstandstradition?

Peer Frieß: Es gab durchaus eine Tradition des Widerstandes, die weit ins Spätmittelalter zurückreicht. Man denke an die Bewegung des Bundschuhs im Elsaß oder die Jacquerie im Frankreich. Die Entstehung der Eidgenossenschaft geht ebenfalls auf bäuerlichen Widerstand zurück. Es lassen sich auch in der Geschichte der Städte in ganz Europa viele Beispiele dafür finden, dass sich Bürger gegen die Obrigkeit wehrten. Eine traditionelle Form des Widerstandes war etwa die Versammlung am Marktplatz und die Bildung von Ausschüssen. Von diesen wurden dem Rat Forderungen vorgelegt und diskutiert, bis eine für alle zufriedenstellende Antwort gefunden wurde. So erkämpften sich an vielen Orten einfache Zunfthandwerker ein politisches Mitspracherecht.

Die im Jahr 1525 verbreitete Vorstellung des „Wir-repräsentieren-die-Gemeinde“ – Gemeinde als Zusammenschluss aller Haushalte verstanden – war also schon lange vorhanden und schuf die notwendige Solidarität für gemeinsamen Widerstand. Ein Instrument dieses Widerstands war die Verweigerung, bestimmte Abgaben zu leisten – etwa den Zehnt. Daneben gab es noch subtilere Formen. So zählte es zu den belastenden Verpflichtungen für die Landbevölkerung, Arbeitskräfte für die Bewirtschaftung des Herrenhofes bereitzustellen. Oft hat man dann einfach nur Kinder oder auch alte Menschen geschickt – also letztlich auf diese Weise unterschweligen Widerstand geleistet.

Die Annahme, dass aus dem Nichts heraus plötzlich eine Revolte entstand, ist also ein Trugschluss. Schon in den 1490er Jahren haben z.B. die



Bauern des Fürstbistums von Kempten rebelliert. Anfang des 16. Jahrhunderts folgten an vielen Orten analoge Entwicklungen. Das Neue im Jahr 1525 war, dass es innerhalb von wenigen Wochen und Monaten in vielen Bereichen Deutschlands zu Bauernerhebungen kam und dass es mit der Orientierung am so genannten göttlichen Recht, verdichtet in den Zwölf Artikeln, etwas Ähnliches wie Programmatik gab.

Warum passierte das genau zu diesem Zeitpunkt, 1525?

Peer Frieß: Ein wichtiger Grund war mit Sicherheit, wie schon ausgeführt, die anlaufende reformatorische Bewegung. Diese hätte aber bei weitem nicht eine solche Wirkung entfaltet, wenn nicht über den Buchdruck und über die Nutzung von Flugblättern, eine Verbindung von emblematischen Bildern, Karikaturen und aufrüttelnden Texten, eine Modernisierung der medialen Welt erfolgt wäre.

Darstellung des Jenseits aus dem Jahr 1463, Condé Museum, Chantilly, Frankreich
Foto: Picture Alliance/Prisma Archivio

Die Druckorte der Zwölf Artikel



Sie beziehen sich auf die Thesen von Thomas Kaufmann?

Peer Frieß: Genau. Kaufmann hat diesen Punkt in seinem neuen Buch „Der Bauernkrieg: Ein Medienereignis“ sehr anschaulich erklärt. Er geht sogar noch einen Schritt weiter, indem er das, was im Vorfeld des Bauernkrieges als intellektuelles Bild von der Bauernschaft entstanden ist, als eine Vorprägung bezeichnet, die selbst wirksam wurde. In der Vorstellungswelt städtischer Humanisten stand der Bauer lange vor 1525 für das Fremde, Bedrohliche, Zerstörerische. Die Beschreibung Thomas Müntzers und seiner Ideen durch Martin Luther und seine Gefolgsleute in den zeitgenössischen Flugschriften gingen dann noch einen Schritt weiter. Müntzer wurde regelrecht dämonisiert. Das hat erheblich dazu beigetragen, dass Fürsten und Herren dazu bereit waren, gegen ihn mit Gewalt vorzugehen. In der Praxis wurden von fahrenden Händlern die in relativ geringer Auflage gedruckten Flugblätter verkauft und von den wenigen Personen, die lesen konnten, vorgetragen – das war in den Städten häufiger der Fall als auf dem Land. Wichtig war die Versammlung: im

Wirtshaus, auf dem Marktplatz und in der Kirche. Die Kommunikation zwischen den Bauernhaufen, in denen die meisten nicht schreiben und lesen konnten, lief über eine kleine Gruppe von Führungspersonlichkeiten, die entweder aus der Schicht der Amtsleute oder der kleinen Dorfpfarrer kamen, die der Reformation nahestanden. Diese waren unmittelbar am Leben der Leute beteiligt. Bei besonderen Ereignissen wurden sie geholt und um Rat gefragt. Auf diese Weise kamen zum Teil Geistliche zu Führungspositionen in den Bauernhaufen.

Kann man in diesem Zusammenhang von einer Art Zwitterposition der Geistlichen sprechen?

Peer Frieß: Für manche war das sicher nicht ganz einfach, aber die meisten involvierten Dorfpfarrer standen relativ klar auf der Seite der bäuerlichen Bevölkerung. Auch „geistliche Hilfskräfte“ spielten dabei eine Rolle, denn die Pfründeninhaber beschäftigten oft für wenig Geld mittellose Vikare, die für sie die Messe lasen. Diese unterstützten dann – etwas plakativ gesprochen – unter diesen Umständen lieber die Bauern.

Karte:
Peter Palm



INFORMATION



Titelblatt der
„Zwölf Artikel“
Foto: Picture
Alliance/
akg-images

Die so genannten „Zwölf Artikel“ sind das zentrale Manifest des Bauernkriegs. Fundamentale Bedeutung haben sie bis heute als eine der frühesten Menschenrechtserklärungen. Sie entstanden anlässlich eines Treffens von Vertretern der oberschwäbischen Bauernhaufen (Vereinigungen) im März 1525 in Memmingen.

Der Kürschner und Laientheologe Sebastian Lotzer (um 1490-nach 1525) gilt heute als verantwortlicher Redakteur. Möglicherweise wurde er dabei von dem Memminger Reformator Christoph Schappeler (1472-1551) unterstützt. In den Artikeln wurden die wichtigsten Forderungen zusammengefasst und damit die feudale Gesellschafts- und Herrschaftsordnung insgesamt angegriffen; u. a. wurde die Abschaffung der Leibeigenschaft verlangt.

Eine enge Verbindung zur Reformation ergibt sich daraus, dass sich die Verfasser inspiriert von der Reformation am Evangelium als „göttlichem Recht“ orientierten.

Die „Zwölf Artikel“ erwiesen sich schnell als geradezu sensationell erfolgreich: Innerhalb von zwei Monaten wurden sie etwa 25.000 Mal gedruckt und in großen Teilen des Reichs verbreitet.

Text basierend auf: <https://www.bavarikon.de/object/bav:BSB-CMS-0000000000001491> (Stand: 17.06.2025)

Wenn man die Erhebung regional verortet, in welchen Gegenden waren die Bewegungen am stärksten?

Peer Frieß: Interessant ist, dass es überall, wo reformationsfeindlich gesinnte Herrschaftsträger – wie zum Beispiel im Herzogtum Bayern – die Kontrolle hatten, nahezu ruhig blieb. Dagegen gab es eine Art Gebietskranz von der Nordostschweiz und Vorarlberg, über Baden, das Elsass, Oberschwaben, Württemberg und Franken, durchs Hessische nach Thüringen bis ins heutige Sachsen-Anhalt hinein (s. Seite 48). Auch im Süden entstanden im weiteren Verlauf Unruheherde, etwa in Tirol und im Salzburger Land.

Insgesamt handelte es sich überwiegend um Regionen mit kleinen Herrschaftsträgern und Realteilungsgebieten. Oft waren diese Gebiete stark von protoindustrialisierten Gewerben geprägt, wie der Textil- oder der Montanindustrie.

Charakteristisch war, dass es eine konkurrierende Nutzung des Raumes gab. Gerade die zahlreichen kleineren Herrschaften versuchten, möglichst viel Gewinn auf der Basis ihres individuellen Rechtsanspruchs zu erzielen. Parallel dazu bemühten sie sich um eine Herrschaftsverdichtung. Ein gutes Beispiel dafür ist der Fürststab von Kempten. Als geistlicher Herrscher intensivierte er seine Herrschaft, indem er die weit verstreut ihm zugehörigen Abhängigen tauschte, um einen räumlich geschlossenen Untertanenverband zu bekommen. Gleichzeitig hat er sie z.T. mit brutalen Mitteln in die Leibeigenschaft gezwungen.

Gibt es Forschungen dazu, warum in manchen Gebieten, vielleicht auf Grund einer entsprechenden kulturhistorischen Prägung, Menschen eher zum Widerstand neigen?

Peer Frieß: Meines Wissens nicht. Interessant ist eher, das ein aus dem Süden stammender Forderungskatalog, eben die Zwölf Artikel, auch in anderen Regionen große Resonanz fand, obwohl die dortigen Verhältnisse in zentralen Bereichen ganz anders waren. In Thüringen z.B. wurden die Zwölf Artikel mit ihrer prominenten Forderung nach Abschaffung der Leibeigenschaft intensiv rezipiert, obwohl es dort gar keine Leibeigenschaft gab. Die Zwölf Artikel waren offensichtlich so genial formuliert, dass jeder irgendwas darin finden konnte.

Also eine Art frühzeitlicher intellektueller Mediencoup?

Peer Frieß: Vielleicht sollte man es so ausdrücken: Jemand hat wirklich den Nerv der Zeit getroffen.

Es handelte sich ja weniger um ein Team, das beabsichtigte, medial eine größtmögliche Wirkung zu erzielen. Sondern nach heutigem Stand der Forschung geht man davon aus, dass Sebastian Lotzer weitgehend in Eigenregie auf der Basis der ersten Entwürfe der Memminger Bauern im Diskurs mit den anderen Bauernhaufen die Zwölf Artikel formulierte und in Druck gab. Er gestaltete diese Verbindung von theologischer Legitimation, bäuerlichen Forderungen nach Freiheitsrechten und Teilhabe sowie nach Reduzierung der Lasten so eingängig, dass seine Thesen an vielen Stellen als Leitschnur sehr anschlussfähig waren.

Haben sich die herrschenden Territorialherren eigentlich auch vernetzt?

Peer Frieß: Das war tatsächlich der Fall und ist am Beispiel des Südwestens anschaulich zu erklären. Bereits im Januar 1525 ritten die Boten zwischen den Fürstentümern und Städten Südwestdeutschlands hin und her. Es wurden Konferenzen abgehalten und es entstand eine – wir würden heute sagen – Pendel-Diplomatie. Man kann anhand der Quellen nachvollziehen, wie im Jahr 1525 die Korrespondenz sich förmlich vervielfachte.

Dieser permanente Austausch ist auch darauf zurückzuführen, dass der kurz vorher vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg aus dem Exil zurückgekehrt und auf dem Weg war, sein Herzogtum zurückzuerobern. Dagegen wappneten sich die habsburgischen Statthalter in Stuttgart. Zur selben Zeit fand in Norditalien die große Auseinandersetzung zwischen dem französischen König Franz I. und dem habsburgischen Herrscher Karl V. statt. Die Lage war daher ganz allgemein angespannt.

Generell ist zu konstatieren, dass ein enormes Kommunikationsnetzwerk entstand. Die Koordinationsstelle für den Süden Deutschlands war Ulm, der Sitz der Schwäbischen Bundes, eine Art NATO der Frühen Neuzeit. In Ulm waren alle Stände durch ihre Delegierten vertreten. Diese entschieden dann darüber, wo die von dem Schwäbischen Bund bezahlten Bundestruppen eingesetzt wurden.

Die Söldnerheere rekrutierten sich auch aus der einfachen Bevölkerungsschicht. Gab es deshalb zwischen den Söldnern und den Aufständischen Solidarisierungstendenzen?

Peer Frieß: Die gab es definitiv. Entsprechende Nachweise lassen sich in den Quellen immer wieder finden. Beispielsweise musste der Memminger

Stadtrat ein gewisses Kontingent für die Bundestruppen stellen. Man ist dieser Pflicht zwar nachgekommen, jedoch wurde zur Auflage gemacht, dass diese Truppen nicht gegen die eigenen Bauern eingesetzt werden durften. An anderer Stelle verweigerten Söldner im Bundesheer tatsächlich faktisch den Dienst, wenn es gegen Bauern ging. So wollten Teile der Überlinger Truppen ausdrücklich nur für die Landesverteidigung kämpfen. „Mein Spieß sticht keine Bauern“ war dabei die Losung.

Die andere Seite der Medaille ist, dass in den Fürstenheeren auch eine Reihe von zweit- und drittgeborenen Söhnen der Bauern dienten, die keinen Hof bekommen hatten und sich als Söldner ihren Lebensunterhalt sichern mussten.

Zu ergänzen ist, dass Solidarisierungsmaßnahmen auch davon abhingen, wie sicher sich die jeweilige Obrigkeit ihrer Herrschaft sein konnte. Das war oft sehr unterschiedlich. Die Spannweite reichte von totaler Ablehnung bäuerlicher Forderungen bis zu gewissen Zugeständnissen, wie der Lieferung von Proviant, um mögliche Spannungen zu deeskalieren.

Für eine Stadt im Schwäbischen Bund war das im Einzelfall wohl sehr komplex und schwierig, sich zwischen diesen Interessengegensätzen optimal zu positionieren?

Peer Frieß: Das war in der Tat ziemlich vielschichtig. Die Entsendung von Truppen einfach abzulehnen, war ohne gute Begründung nicht möglich. Überlingen zum Beispiel wurde jedoch mit dem Argument, dass Herzog Ulrich als unmittelbare Bedrohung direkt vor der Haustür stand, von der Unterstützung des Bundesheeres befreit. Manche Städte hatten auch erhebliche finanzielle Probleme. Die diesbezüglich noch Jahre nach dem Bauernkrieg ausgestellten Rechnungen sind bis heute dokumentiert und können nachgelesen werden.

Fünf-Mark-Banknote der DDR mit Porträt Thomas Müntzers
Foto: Picture Alliance/akg-images



Welche der an diesen komplexen Prozessen beteiligten Figuren finden Sie persönlich am spannendsten?

Peer Frieß: Das sind sehr viele. Natürlich ist für die Bauernkriege das Antagonistenpaar Thomas Müntzer und Martin Luther spannend, insbesondere weil sie sich beide so extrem unterschiedlich entwickelten und positionierten.

Mich persönlich fasziniert der damalige Bürgermeister von Kempten, Gordian Seuter. Er hatte als Bürgermeister einer Mitgliedsstadt des Schwäbischen Bundes einerseits ein herrschaftliches Mandat und galt gleichzeitig in den Augen der Bauern als offenbar so vertrauenswürdig, dass er als einer der wenigen von beiden Seiten als Vermittler akzeptiert wurde. Seuter trug maßgeblich dazu bei, dass an verschiedenen Orten Stillhalteabkommen und Friedensregelungen geschlossen wurden. Gleichzeitig drängte er den Fürstabt von Kempten, der sich in die Reichsstadt zum Schutz geflüchtet hatte, dazu, die letzten die städtische Autonomie einschränkenden Privilegien an Kempten zu verkaufen. In der heutigen Erinnerungskultur Kemptens gedenkt man daher nicht wie in Memmingen der Zwölf Artikel im Zusammenhang mit dem Jahr 1525. In Kempten steht dieses Jahr für den „Großen Kauf“, den letzten großen Schritt zur freien Reichsstadt.

Ein weiterer besonderer Charakter ist Sebastian Lotzer, der als Intellektueller und als Laienprediger seine Vorstellung von der Auslegung der Bibel entwickelte, Flugblätter veröffentlichte und zusammen mit dem Prädikanten Christoph Schappeler die Reformation in Memmingen vorantrieb.

Später fungierte Lotzer als eine Art Kanzlei-
chef des Baltringer Bauernhaufens. Er war es außerdem mit ziemlicher Sicherheit, der die Forderungen der Memminger Bauern zu einem Papier zusammenfasste. Bis zu diesem Zeitpunkt existierten – wie in der Französischen Revolution bei den *Cahiers de Doléances* – eine Vielzahl von lokalen Beschwerdeheften nebeneinander. Dank seiner Intervention traten die Memminger Bauern erstmals geschlossen gegenüber der Obrigkeit auf.

Der Memminger Rat hat auf den Forderungskatalog der eigenen Bauern sehr entgegenkommend reagiert und damit erreicht, dass sie sich den aufständischen Bauernhaufen nicht anschlossen. Dieser Achtungserfolg mag Lotzer dazu bewogen haben, das lokale Memminger Dokument zu den Zwölf Artikel weiterzuentwickeln.

Ist es überhaupt möglich, mit der heute gängigen Erinnerungskultur – Stichwort 500-jähriges Jubiläum – bei der Beschäftigung mit dieser Thematik eine angemessene Tiefe zu erreichen?

Peer Frieß: Das ist natürlich unrealistisch, es wäre aber auch vermessen zu erwarten, dass das gelingen kann. Wenn historische Forschung ein Fundament schafft, auf dem Museumsverantwortliche, Ausstellungsgestalter und Publizisten Themen aufgreifen, die heute wichtig sind, ist das aus meiner Sicht der richtige Weg. Jede Zeit stellt ihre Fragen an die Geschichte und wenn die aktuellen Formen des Erinnerns an den Bauernkrieg das Thema Medien oder Menschenrechte in das Blickfeld rücken, dann ist das völlig legitim.

Könnte man als Konsequenz aus Ihren Aussagen schlussfolgern, dass der SED-Staat somit durchaus mit einer gewissen Berechtigung seine staatliche Existenz als ein im Sinne der Bauern und rebellierender Bürger fortgeführten Kampf gegen den Kapitalismus legitimierte?

Peer Frieß: Das könnte man vielleicht vordergründig so interpretieren. Aber das sozialistische Modell einer vermeintlichen Kontinuitätslinie von der frühbürgerlichen Revolution bis zur Gründung der DDR im Jahr 1949, die mit der Enteignung der Großgrundbesitzer vollendete, was vorher nicht geschafft wurde, ist vielmehr ein ausgezeichnetes Beispiel für klassische Instrumentalisierung von Geschichte, denn diese scheinbare Kontinuitätslinie gab es nicht. In den Zwölf Artikeln werden die rechtmäßigen Besitzrechte der Grundherren ebenso wenig in Frage gestellt wie eine von Gott eingesetzte Obrigkeit an sich. So, wie in der DDR mit Geschichte umgegangen wurde und wie das Wladimir Putin heute wieder tut, darf man das nicht machen. Die Geschichte ist kein Steinbruch, aus dem man sich einzelne Steine herausbrechen kann, um aktuelle Machtverhältnisse oder gar Angriffskriege zu legitimieren. Mein Anliegen ist es, deutlich zu machen, dass man aus der Geschichte auch keine naturgesetzlichen Regeln ableiten kann. Man erhält immer nur Antworten, in denen sich die Probleme der Gegenwart spiegeln. Das zu erkennen, ist aber sehr hilfreich, um aktuelle Lösungen zu entwickeln.

So ist der Bauernkrieg für mich vor allem ein warnendes Beispiel dafür, was passieren kann, wenn man, ohne die elementaren Bedürfnisse einer breiten Masse der Bevölkerung zu berücksichtigen, seine Individualinteressen brachial durchsetzt. Denn je rücksichtsloser dabei vorgegangen wird,



Bergmänner des Gewinnungskollektivs „Edgar Braun“ vom Thomas-Münzer-Schacht Sangerhausen bei einer politischen Veranstaltung der Kupfer-Silber-Hütte in Hettstedt (Mansfelder Land), 21. März 1981
 Foto: Picture Alliance/ZB/
 Fotograf: Eberhard Klöppel

desto empfänglicher werden die betroffenen Menschen für die einfachen, schlichten Lösungen der Demagogen und der Ideologen.

Im Zusammenhang mit den Bauernkriegen wird auch immer wieder von ersten demokratischen Ansätzen gesprochen. Wie stehen Sie zu dieser Bewertung?

Peer Frieß: Der Terminus „demokratisch“ ist aus meiner Sicht ein bisschen überzeichnet, weil nur in sehr wenigen programmatischen Papieren entsprechende Vorstellungen von Gesellschaft erwähnt werden. Was aber in mannigfaltigen Ausprägungen nachzuweisen ist, ist die Forderung nach Beteiligung, nach Partizipation und nach Mitsprache.

So sind etwa die klassischen Dorfgerichte, die ihre lokalen Konflikte selbst geregelt haben, durch obrigkeitliche Gerichte und durch das Vordringen des Römischen Rechts z.T. entmachtet worden. Da erlebten lokale Eliten einen erheblichen Autonomieverlust, den sie revidieren wollten. Auch die Vorstellung der Bauern, bei der Verwendung der für die Kirche gedachten Zehntabgaben mitreden zu dürfen, gehört hierher. Das sind schon Elemente, die wir heute bei einer Demokratie für wesentlich halten.

Aber zu weit würde ich dabei dennoch nicht gehen. Eine repräsentative Demokratie in unserem Sinne war das nicht. Vielleicht lässt sich das, was die meisten damals wollten – wie es der Historiker Peter Blickle gesehen hat – als eine Art kommunale Organisationsform erklären – mit der Eidgenossenschaft als Vorbild.

Möglicherweise finden sich auch Parallelen zur Geschichte Bayerns nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Wiedergründung staatlicher Strukturen ebenfalls aus den Kommunen heraus geschehen ist. Auch die heutige Forderung, vor Ort zu entscheiden, was vor Ort entschieden werden kann, gehört in diesen Zusammenhang.

Zu welchem abschließenden Fazit kommen Sie bei der Beschäftigung mit den Bauernkriegen?

Peer Frieß: Die Bauernkriege sind meiner Meinung nach ein warnendes Beispiel dafür, dass eine scheinbar stabile Welt aus den Fugen geraten kann, wenn man die Bedürfnisse der Menschen einfach übergeht. Das betrifft nicht nur die heute sehr virulente Frage nach Krieg und Frieden, sondern auch die lange geglaubte Sicherheit, dass unsere Demokratie stabil und durch nichts zu erschüttern sei. Da hat sich in den letzten Jahren viel gewandelt. Es gibt in den USA, in Polen, in Ungarn, aber auch mittlerweile in Deutschland immer mehr Menschen, die dieses sicher geglaubte stabile Pfund, unsere demokratische Grundordnung, in Frage stellen.

Weil man sich, in welcher Form auch immer, zu weit von den Bedürfnissen Menschen entfernt hat?

Peer Frieß: Das spielt durchaus mit. Zumindest sind viele Menschen anfällig für Leute, die eine gewisse Frustration und diesen Ärger über „die da oben“ aufgreifen und bedienen. Der Bauernkrieg zeigt, dass ein von vielen sicher geglaubtes System innerhalb kürzester Zeit massiv in Frage gestellt werden kann. Die ersten Risse sind in unserer heutigen Situation schon zu sehen.

Natürlich hat die existenzielle Bedrohung im Jahr 1525 ein völlig anderes Niveau. Für eine Familie beispielsweise in München mit einem geringen Einkommen und vielleicht mehreren Kindern sind die aktuellen Lebenshaltungskosten und Wohnungspreise aber sehr wohl gravierende Probleme.

Der Staat muss sich deshalb aus meiner Sicht auf die eigentlichen Aufgaben konzentrieren und für die Befriedigung der elementaren Grundbedürfnisse – Arbeit, Wohnen, Gesundheitsfürsorge, Energie, Ernährung – sorgen. Erst dann schwindet auch das Gefühl, dass die Chancen zu ungleich verteilt sind – das sind für mich die Lehren aus dem Bauernkrieg. ▀

Das Gespräch führten Monika Franz und Manfred Fischl am 5. Juni 2025.